

# **Stille Helden**

Widerstand gegen  
die Judenverfolgung  
1933 bis 1945

## **Rede von Nele Hertling**

**anlässlich der Wiedereröffnung der Gedenkstätte Stille Helden**

**am 13. Februar 2018**

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich gehöre wohl zur letzten Generation, in der es noch „Zeitzeugen“ gibt für die Jahre von Nationalsozialismus, Krieg und Verfolgung.

Doch auch ich war noch ein Kind und weiß manches eher aus Erzählungen und Erinnerungen der Älteren, wie meinen Eltern. Aber bestimmte Bilder, Erlebnisse und Empfindungen habe ich noch in meinen eigenen Gedanken.

Ich bin davon überzeugt, dass es immer wieder notwendig ist, über die lange Geschichte von Verfolgung, Widerstand und ihre dauernden Folgen zu berichten und dass es vor allem persönliche Schicksale sind, die etwas bewegen und verdeutlichen können.

Daher möchte ich einen etwas größeren Bogen ziehen, über die Jahre des Nationalsozialismus hinaus, und Ihnen von meiner Familie erzählen, Geschichten, die so viele Aspekte dieser Zeiten aufzeigen und beispielhaft für so viele andere stehen können.

Meine Mutter stammte aus einer jüdischen Familie in Breslau. Nach der Scheidung ihrer Ehe ging die Mutter mit den Kindern nach Jena, wo ihr Schwager,

Felix Auerbach, ein bedeutender Wissenschaftler und Physiker, sich um die Familie kümmerte. Für die akademische Laufbahn von Felix Auerbach hatte der existierende Antisemitismus ein fast unüberwindliches Hindernis bedeutet, die Fakultätsmehrheit lehnte ihn wegen seiner jüdischen Vorfahren ab, eine ordentliche Professur wurde ihm erst kurz vor seiner Emeritierung zugesprochen. Doch den Künsten und allem Neuen zugewandt führte er ein offenes Haus, in dem Künstler und Wissenschaftler verkehrten. Edvard Munch schuf ein Porträt von ihm, von Walter Gropius ließ er sich 1924 ein Haus bauen und für die eigene Wohnung seiner Schwägerin, meiner Großmutter, entwarf Henry van de Velde die Möbel. Es entstanden freundschaftliche Kontakte und Verbindungen, auch in Jena, wie u.a. zur Familie Grisebach, zu dem Kunsthistoriker Botho Graef oder zur Familie Harnack.

Diese künstlerische und politisch bewusste Atmosphäre war prägend für die Familie und ihr späteres Leben.

Doch der latente Antisemitismus war auch hier ständig spürbar. Im Februar 1933 entschlossen sich Felix Auerbach und seine Frau Anna, geborene Silbergleit, eine frühe Frauenrechtlerin, ihrem Leben ein Ende zu setzen, wissend, dass der Judenhas wieder aufflammen würde. Zudem verletzten die „wissenschaftlichen Darstellungen“, die sie als „minderwertige Rasse“ kennzeichneten, ihr Ehrgefühl.

Meine Mutter schrieb später: „Mir ist nachträglich erst klar geworden, dass auch bei meinen Schulproblemen Antisemitismus im Spiel war. Ich hatte vorher nie Gelegenheit oder Ursache gehabt, mich mit dieser Frage zu beschäftigen. Unsere Eltern hatten sich, bevor sie heirateten, taufen lassen – „damit die Kinder es einmal nicht so schwer haben wie wir“. Man hatte mir nie erklärt, dass wir von der Herkunft her Juden waren, ebenso wie Felix und Anna Auerbach“.

Doch die Familie hat das leidvoll erfahren.

Meine Großmutter Käthe Auerbach, in ihren späteren Jahren als Jüdin zwangsweise vereinsamt, starb 1940 in einem Berliner Luftschutzkeller an einem Herzschlag, ihre Schwester kam in Theresienstadt ums Leben.

Der älteste Sohn Johannes, 1917 nach Notabitur als Soldat an der Westfront, wurde 1919 Student in Weimar an dem von Walter Gropius gegründeten Staatlichen Bauhaus, wo er begann, vor allem als Bildhauer zu arbeiten.

Die politische Entwicklung, wirtschaftliche Zwänge, aber vor allem Antisemitismus und Judenverfolgung bestimmten sein Schicksal. Nach künstlerisch erfolgreicher Zeit in Paris zwangen ihn politische Probleme 1932 nach Deutschland zurück zu kehren, wobei sein gesamtes bildhauerisches Werk verloren ging. Er kam bei Freunden in Hamburg unter, wurde dort, einem Kreis von Gegnern des Nationalsozialismus zugehörig, 1933 mehrfach verhaftet. Nach Entlassung aus dem KZ Fuhlsbüttel emigrierte er 1936 mit seiner zweiten Frau (die erste Ehe mit einer Schwester von Arvid Harnack war an den Lebensschwierigkeiten gescheitert) nach Capri, Zypern und endgültig 1938 nach England.

Hier trat er bei Kriegsausbruch der britischen Armee bei, um gegen die Nazis zu kämpfen. Nach dem Krieg lehrte er als Bildhauer in Oxford an der School of Art, starb aber schon 1950 an den Folgen der Misshandlungen in der Haft. Ein tragischer, fast lebenszerstörender Schlag für meine Mutter, die als DDR-Bürgerin ihren Bruder nicht hatte besuchen dürfen, aber gerade 1950 eine lange er kämpfte Reiseerlaubnis bekommen hatte. Sie kam zu spät.

Ihr Bruder Klaus, wie alle in der Familie künstlerisch begabt, war nach dem Ende des Krieges in eine üble Kameradschaft geraten und schied 1922 durch Selbstmord aus dem Leben.

Der jüngste Bruder Günter litt bereits in der Schule in Jena an der ungerechten Behandlung durch einige Lehrer – eindeutig infolge von Antisemitismus, wie es aber erst im Rückblick von der Familie verstanden wurde. Als Wirtschaftsjournalist ging er 1932 nach Moskau, ermutigt von seiner Mutter, die, fasziniert von den neuen pädagogischen Konzepten Anton Makarenkos einige Zeit in der Sowjetunion verbracht hatte, und eine wohl eher naive Illusion hegte, dass es in Russland eine bessere und sichere Zukunft geben würde. Er fand Arbeit bei der deutschen Zentralzeitung und wohnte mit seiner Familie im berühmt-berühmten Hotel Lux. Hier gehörte er zu den Denunzierten, die Opfer des Stalinismus wurden, und ist in Sibirien verschollen. Auch seine Frau kam auf tragische Weise in Russland um.

Wir haben später, nach langen Recherchen, die zwei Kinder in Moskau und Gorki ausfindig gemacht und konnten beide zu Besuchen nach Berlin einladen. Ihre Lebensschicksale waren traurig und bedrückend, beide starben früh.

Mein Vater, aus einer weltoffenen Rostocker Kapitänsfamilie stammend, war Bratscher und Komponist, meine Mutter promovierte Musikwissenschaftlerin. Nach gemeinsamen Studien- und Lehrjahren gingen sie 1927 nach Berlin. Mein Vater bald als Musiker in verschiedenen Orchestern, meine Mutter vor allem als Musikkritikerin.

Doch 1934 wurde sie aus der Reichsmusikkammer ausgeschlossen, 1935 dann auch mein Vater, aufgrund der Ehe mit einer Jüdin. Dieser Ausschluss kam praktisch einem Berufsverbot gleich und machte das Leben sehr kompliziert. Meine Mutter versuchte es als Blockflötenlehrerin mit Schülern aus der Nachbarschaft, aber nach einer Denunziation zogen sich fast alle Schülerfamilien zurück. Nur eine Familie bot meiner Mutter an, in ihrem Haus weiter zu unterrichten.

Doch ungeachtet der großen Gefahr der Bespitzelung und Entdeckung entschieden sich meine Eltern im April 1944 ein jüdisches Ehepaar, Ilse und Werner Rewald, die in die Illegalität geflüchtet waren, in ihrem Haus in Zehlendorf aufzunehmen. In ihren Erinnerungen beschreibt meine Mutter das ganz selbstverständlich, fast lapidar:

„Das Ehepaar Rewald hatte ich durch alte Jenaer Freunde kennen gelernt, die Frau, ebenfalls Jüdin, war auch zur Zwangsarbeit eingeteilt und arbeitete im selben Betrieb wie Ilse Rewald. Sie rief mich an und fragte, ob wir für den Mann gelegentlich Arbeit hätten, er könne alles im Haus. Es käme nur darauf an, dass er einen Tag über beschäftigt sei und zu essen bekäme. Das haben wir gemacht und später kam auch sie manchmal. Als sie dann in ihre Wohnung nicht mehr zurück gehen konnten, weil es dort Razzien gab, und als sie auch ihr letztes provisorisches Quartier verloren und in die Illegalität gingen, habe ich vorgeschlagen, dass sie bei uns einziehen sollten. Natürlich war das gefährlich, sie kamen mit falschen Ausweisen, falschem Namen und ohne Lebensmittelkarten.“

Und Ilse Rewald berichtete später:

„Die Jahre über war das A und O, dass man eine Chance zur Auswanderung fand ... Auf die Konsulate gehen, Formulare ausfüllen, auf gut Glück, Leute suchen, die in dem Land, wo man sich die Einwanderungserlaubnis zu erbetteln hofft, ein „Hinterlegungsgeld“ aufbringen, damit man „dem Staat nicht zur Last fällt“ – so hat man diese Jahre verbracht, das hat einen in Atem gehalten ...

Der Gedanke an praktischen Widerstand aus dem eigenen Leben heraus, ist uns überhaupt nicht gekommen. Wir hatten damals die Einstellung, wenn man als Jude möglichst nicht auffällt, hat man eine Chance durchzukommen ...

Wer untertaucht, macht sich nicht frei, sondern rechtlos und vogelfrei ...

Als wir den Judenstern abschnitten, haben wir eine Entscheidung gegen diese einzige „Sicherheit“ getroffen, die uns blieb, die Sicherheit, deportiert zu werden. Durch die Vermittlung von Bekannten, die wir in der Illegalität kennen lernten, kamen mein Mann und ich über zwölf Monate im Haus des Komponisten Hanning Schröder unter. Er und seine Frau haben uns verborgen und wurden unsere guten Freunde.“

Mein Vater lebte seit Anfang 1944 in Berlin mit Rewalds in unserem kleinen Reihenhaushaus in enger Nachbarschaft. Es war sehr schwierig, einen normalen Alltag oder ein Arbeitsleben vorzutäuschen. Werner Rewald musste manches Mal tagelang im Wald verbringen. Die Lage verschlimmerte sich, als zwangsweise ein Verwaltungsoffizier einquartiert wurde, der ja auf engstem Raum ständig präsent war. Wir wissen leider nicht, ob er etwas geahnt hat, oder einfach nicht wahrhaben wollte, was nicht sein konnte. Es gab beängstigende Momente mit Besuchen und Nachfragen der Polizei, die mit Mut und Geistesgegenwart überstanden werden konnten, sodass diese Wohnsituation bis zum Ende des Krieges funktioniert hat.

Das Wissen darum war für meine Mutter, die zu dieser Zeit nicht mehr in Berlin lebte, eine dauerhafte, kaum zu ertragende Belastung.

Ich war 1943, bevor Rewalds einzogen, als neunjähriges Mädchen zu Bekannten meiner Eltern in ein Dorf nach Oberbayern gebracht worden – eine für mich schwierige Zeit.

Als der Druck und die Gefahr in Berlin u.a. mit mehreren Besuchen der Gestapo im Haus, immer stärker wurden, folgte meine Mutter Anfang 1944 nach Bayern. Doch bald danach mussten wir, da wir keine Aufenthaltsgenehmigung hatten, auch diesen Ort verlassen.

Mein Vater fand über einen Schulfreund Kontakt zu einer Pfarrersfamilie, die, nach Ausbombung in Hamburg, von der Kirche nach Dargun, eine kleine Stadt

in Mecklenburg, versetzt worden war. Der Pfarrer, dem mein Vater die Situation offen erklärt hatte, war bereit, meine Mutter und mich aufzunehmen. Er konnte meine Mutter als Organistin einsetzen, womit sie im Ort ohne allzu viele gefährliche Nachfragen akzeptiert wurde.

Trotzdem war es auch für ihn ein großes Risiko, doch wir konnten in dieser großartigen Familie, auch sie gehören für mich zu den „Stillen Helden“, bis zum Kriegsende überleben.

Ich habe mit meinen zehn Jahren die genauen Umstände nicht gewusst, habe aber vorhandene Spannungen und Ängste oft gespürt, als eine Art lauender Bedrohung. Aus einem Briefwechsel meiner Eltern im Sommer 1945 weiß ich, dass ich damals zeitweilig an Nervosität und Angstzuständen litt.

Da die Lebensumstände und die Versorgungslage im Nachkriegsberlin sehr schlecht waren, sind meine Mutter und ich für längere Zeit in Mecklenburg geblieben, meine Mutter behielt ihre Rolle als Organistin und Chorleiterin, ich lebte bei Verwandten in Rostock, um dort ein Gymnasium zu besuchen. Doch es gab Besuche nach Berlin – und umgekehrt – wenn auch unter schwierigsten Umständen. Erst in dieser Zeit habe ich erfahren und gelernt, was es bedeutet hatte, unter den Nazis so in Berlin auszuharren, aber auch die Hintergründe unseres Lebens in Mecklenburg zu verstehen.

Auch hier in der kleinen Stadt war es eine schwierige Aufgabe, die Fassade eines „normalen“ Lebens zu erhalten. Die beteiligten Erwachsenen im Umfeld des Pfarrhauses, die unter ständigem Druck standen und viel improvisieren mussten, gehören für mich daher ebenso zu den „Stillen Helden“.

Natürlich habe ich später meinen Vater sehr bewundert für seine selbstverständliche Risikobereitschaft und Menschlichkeit, von der er nie etwas hermachte. Aber meine Hochachtung galt auch meiner Mutter, die selbst als Jüdin verfolgt, ganz ohne zu zögern, die Aufnahme von Rewalds entschieden hatte. Die notwendige lange Trennung von ihrem Mann und ihrem Zuhause in Berlin hat ihr Leben langfristig verändert und in vielerlei Hinsicht sehr schwer gemacht.

Manches konnte ich später aus erhaltenen Briefen nachvollziehen, in denen mein Vater ihr Mut zu machen versuchte:

„Ich könnte mir denken, dass es, vielleicht sogar schon in Dargun, allerhand zu tun gibt, über den Sinn und die Entwicklung der Musik, wie über die jeweilige Beziehung zum Leben ... es nimmt ja gar kein Ende, worüber man alles erzählen könnte; und was wir schließlich heute wollen, wir Lebenden, damit man auch uns versteht ... mach Dich an die Arbeit, Deine Hörer kommen schon, wenn Du lebendig genug bist ... unsere Kultur kann klarer und eindeutiger, weil befreit von allem Ballast neu geboren werden. Daran muss man glauben und den Glauben vermitteln, auch wenn die Hörer noch so ungläubig sind.“

Es war ein Wille, gegen die Schrecken des gerade Vergangenen etwas Neues zu gestalten, etwas was mein Vater bis zum Ende nicht aufgegeben hat.

Ich habe diesen Glauben bewundert, aber er war auch ein Reiz zum Widerspruch und es hat zwischen uns viele heftige Debatten gegeben.

Seitdem habe ich auch immer wieder versucht, Motivationen von Menschen zu verstehen, wie kommt es zu Entscheidungen, etwas zu riskieren, wie in unserer Geschichte sowohl zum Abtauchen in ein illegales Leben als auch für die so risikoreiche Hilfsbereitschaft? Was bringt den Einzelnen dazu, aber wie kommt es auch dazu, dass die Mehrheit eines Volkes ein solches verbrecherisches System annimmt, aktiv dabei ist oder zumindest die Augen vor der Realität verschließt?

Die Entscheidung zum Versuch, Verfolgte zu schützen, bedeutete ein sehr hohes Risiko, aber es bedeutete doch auch, Menschenleben zu retten – und es hätten unendlich viel mehr sein müssen.

Mit Kriegsende stellten sich die Fragen, wie es weiter gehen könnte, wie aus der Angst, aus dem Alptraum heraus zu kommen wäre, wie einigermaßen normale Beziehungen zur Umwelt funktionieren könnten.

Noch einmal Ilse Rewald: „Zu großer Freude über die Befreiung war nach dem Kriege für uns kein Anlass. Wir waren bis 1947 physisch und psychisch am Nullpunkt. Diese Jahre verbrachten wir wartend. Schließlich wussten wir weder, wo unsere Freunde und Verwandten waren, noch ob sie überhaupt lebten. Wir haben das Ausmaß Jahr für Jahr mehr begriffen: Keiner, der deportiert worden war, kehrte zurück.“

Doch natürlich hatte es bei uns zuerst eine riesige Erleichterung und die optimistische Hoffnung auf eine ehrliche Aufarbeitung und Überwindung all des

Gewesenen gegeben. Und es gab allmählich immer mehr Informationen zu dem, was geschehen war, auch für uns Jugendliche. Es gab uns Motivation und Ansporn, zum Lernen und Begreifen. Dabei merkte ich bald auf dem Gymnasium in Rostock, dass die meisten Mitschüler eher ahnungslos und desinteressiert waren. Gespräche oder wirkliche Debatten gab es in der Schule kaum, es ging um möglichst schnellen Wiederaufbau, um ein besseres Leben.

In der DDR wurde der Eindruck erweckt, dass man sich vom Nazisystem und seinen Anhängern befreien wolle, doch in der Realität blieb vieles ungetan. Meine Mutter trat in Dargun dem „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ bei, mit der Hoffnung hier in einer gleichgesinnten Gemeinschaft für eine bessere Zukunft arbeiten zu können. Doch der Handlungsspielraum wurde eng, die strikten Regeln der sowjetischen Besatzung und ihrer deutschen Handlanger zu Inhalt und Form auch in der Kultur und Kunst wurden immer hinderlicher, Widerspruch und eigene Meinung auch schon wieder gefährlich.

Im Osten wurde es zu einem Spagat zwischen unserem Bedürfnis, nach all den schlimmen Erfahrungen am Aufbau einer neuen Gesellschaft teilzuhaben und dem entstehenden Widerstand gegen das einschränkende System der sowjetischen Besatzung und der neuen deutschen Regierenden und ihrer Gefolgschaften. Im Westen wurde das sichtbare Fehlen einer notwendigen gesellschaftlichen Veränderung zu einem neuen Problem, das uns junge Generation schließlich in die Proteste und den Aufbruch der 1960er Jahre trieb.

Das gewaltige Thema der Judenverfolgung und Vernichtung kam nicht wirklich vor. Von den mutigen Aktionen der Engagierten, den Geschichten des Überlebens der Verfolgten wurde kaum gesprochen.

Dagegen wuchs der Ost-West Konflikt, spaltete die Gesellschaft, führte zur Diffamierung linker Kreise im Westen und kritischer Denker im Osten.

Meine Mutter hatte eine Arbeit an der Ostberliner Akademie der Künste gefunden, mein Vater engagierte sich vor allem im Komponistenverband der DDR. Dafür wurden sie in Westberliner Kollegenkreisen oder in professionellen Institutionen kaum wahrgenommen, eher kritisch beäugt. Das führte mit zunehmender ideologischer Verhärtung in West und Ost zu neuer Diffamierung –



meine Mutter wurde aus der Ost-Akademie heraus geworfen, weil sie sich gegen die ästhetische Bevormundung wehrte, mein Vater bekam als Westberliner in der DDR immer stärkere Schwierigkeiten, als Komponist wahrgenommen zu werden.

Nach der Verfolgung und Bedrohung durch die Nazis folgte somit eine neue Zeit politischer Schwierigkeiten.

Zu einer demütigenden Erfahrung für meine Mutter wurde der Versuch, für die in Russland aufgefundenen Kinder ihres dort umgekommenen Bruders und später auch für sich selber eine Entschädigung zu beantragen. Der jahrelange Vorgang, der Umgang mit den bürokratischen, alles anzweifelnden Behörden war bedrückend und ist beim heutigen Lesen der Akten kaum zu glauben.

Ich selber hatte nach dem Abitur in Rostock versucht, an der Humboldt-Universität zu studieren, wurde aber abgelehnt, weil mein Vater einen Westberliner Wohnsitz hatte. Es gelang mir erst ein Jahr später, eine Zulassung zu bekommen, nach einer kurzfristigen Lockerung der politischen Verhältnisse infolge des Aufstands am 17. Juni 1953. Ich studierte an der Humboldt-Universität bis zu meinem Abschluss, noch gehalten von der Hoffnung, im Osten eine größere Chance zur gesellschaftlichen Erneuerung zu finden. Doch nach immer heftigeren Auseinandersetzungen und nachdem einige Freunde in folgenschwere Konflikte mit der Stasi und z.T. in Gefangenschaft geraten waren, fiel die Entscheidung, die DDR zu verlassen und ich ging nach England – auch eine Art Flucht.

Doch das langsame Begreifen des ganzen Horrors der Zeit des Nationalsozialismus, die Trauer um den Verlust so vieler Menschen, aber doch auch das Wunder unseres Überlebens, die Erfahrung vom Ende des Krieges und damit des Faschismus mit dem Versprechen eines Neuanfangs wurden motivierend für meinen Lebensweg.

So wie Ilse Rewald in ihren späten Jahren unermüdlich von ihren Erfahrungen zu jungen Menschen gesprochen hat, so ist es für mich eine klare Aufgabe gewesen, besonders mit den Mitteln von Kunst und Kultur für ein anderes Verständnis von Menschen untereinander zu werben.

Die spätere Anerkennung und Ehrung mit der Ernennung meines Vaters zu einem „Gerechten unter den Völkern“, die Einladung meiner Eltern nach Jerusalem, um in Yad Vashem einen Baum zu pflanzen, hat der persönlichen Geschichte einen tröstlichen Abschluss ermöglicht.

Heute hängt am Haus meiner Eltern in Zehlendorf eine Tafel mit dem Hinweis auf die Rettung des jüdischen Ehepaars in diesem Haus.

Meine Tochter, die dort seit Jahren mit ihrer Familie wohnt, wurde einmal gefragt, ob sie nicht Angst habe, dass diese Tafel zu Angriffen und Anschuldigungen führen könnte!

Dass dieses nicht geschehen darf, dafür sind Veranstaltungen wie diese hier heute so dringend notwendig.

Ich danke Ihnen.